

Die Schweizer Welt

Nr. 28

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Fortsetzung.)

Ein überwältigender Eindruck auf die schlichten Kinderherzen machten namentlich die Würdenträger des Festes, von denen in der Tat keiner die Auszeichnung unterschätzte, so ihm auf die kurze Dauer zweier Tage verliehen war. Sie trugen zumeist feierliche Bratenröcke, die Aufschläge mit großen, weithin sichtbaren, gold- und silberfranzigen Seidenrosetten geschmückt. Das Gebaren dieser Männer war feldherrlich zu nennen. Die Ehrfurcht steigerte sich bis zu den seltsamsten Fragen in den Gesichtern der Kinder und Laien, die gar nicht ahnten, welche bescheidenen Rollen den bewunderten Helden im Alltagsleben zukamen. Ihre Zahl war Legion, schon die Komitees, denen sie angehörten, zählten ein ganzes Duzend, und die glückliche Unterscheidung durch die Rosetten bedeutete ein kleines Farbenproblem, denn jeder Vorsitzende, Kassierer und Schriftführer war zum Unterschiede vom Gros der gewöhnlichen Mitglieder durch irgendein Extrabörtchen besonders gekennzeichnet. In der reichgarnierten, lärmdurchtobten Festhütte bemühte sich das Wirtschaftskomitee um das Wohl der Gäste. Es galt genau darüber zu wachen, daß der Festwirt die nach Umfang und Güte vorgeschriebenen Portionen tadellos verabreichte. Außerdem mußte das Schürzenbölklein, die Kellnerinnen, denen es leicht einfallen konnte, auf Grund der Speis- und Transtarife „Differenz-Geschäfte“ zu machen, scharf im Auge behalten werden. Von Stunde zu Stunde wurden ängstliche Schätzungen angestellt,

wieviel des Weins noch genossen werden möchte und mit welchem Erfolg das Fest für den unternehmenden Verein endigen könnte. Hin und wieder, im Anschluß an die Gesangs- und Musikvorträge, zeigten sich auf der Tribüne

ernsthafte, feierliche Männer, denen die Gabe der Rede eigen war: eine Gabe, die im eindringlichen Studium anderwärts erlungener Festreden erworben schien. Diese Männer trugen Rosetten wie in flüssiges Gold getaucht und hielten tönende Ansprachen an das begeisterungsfelige Publikum. Sie verstanden sich meisterhaft auf ein ebenso betörendes wie unterhaltliches Gaukelspiel mit den Begriffen „Sängerkunst“, „Freiheit“ und „Vaterland“. Wie man die Schmachhaftigkeit eines Kapfuchens durch die Zugabe fastiger Rosinen bedeutend erhöht, so auch unterließ es kein Redner, seinem Toast durch häufige Anwendung jener Wechselbegriffe die richtige Weihe zu verleihen.

Dafür ernteten sie dann ungeheuren Beifall. Kurz, sie machten sich vor allen anderen verdient um das Gelingen des Festes. Bei jeder Ansprache wurden die Zuhörer von einem wahrhaft bacchantischen Zaumel ergriffen, so daß allemal ein großartiger Umtausch von leeren gegen volle Weinflaschen statthaben konnte. Natürlich ließ sich's keiner einfallen, die hohe, genußfreudige Stimmung zu dämpfen, etwa mit dem Hinweis, wie die Festwut im Schweizerlande auszuarten drohe, wie bald jedes Dörfchen, jeder schlichte Turn-, Gesangs- oder Schießverein dergleichen Veranstaltungen nachzuahmen die „hohe“ Pflicht fühle, — wie es nachgerade den Anschein gewinne, als sollten diese vaterländischen Anlässe zu einem wüsten Raubbau und Nationalübel auswachsen.

Gegen Abend des Haupttages hatte Martin Vint mit



Rembrandt: Alte Dame.

seiner Mutter an einem der langen, mit Papier bezogenen Brettertische Platz genommen.

Er war nach dem furchtbaren Kampf mit seinem Brotherrn aus dessen Haus geradezu entflohen, weil er sich dort seines Lebens nicht mehr sicher fühlte — und nun den ganzen Tag mit einer siedenden Hölle im Herzen herumgelaufen. Endlich konnte er jedoch die Ungewißheit, in der er sich befand, nicht mehr ertragen; es ging ihm ähnlich wie einem Mordbrenner, der, von der Maserei seiner Kengier getrieben, nach der Brandstätte zurückschleicht, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie die Flammen verheerend zum Dach heraus schlagen. In seiner Furcht vor Maag kam er auf den kindischen Gedanken, die ahnungslose Mutter — sozusagen als Deckung — mitzunehmen. Die ging nun in ihrem altmodischen Tuchkleid und schwarzen Kreppehäubchen verschämt neben dem eleganten Sohne her, der im Flanellanzug, mit weißen Sportschuhen ein überraschendes Gegenstück zu ihr bot.

„Es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre her, seit ich so eine Stütze betreten habe,“ sagte Frau Link wie im Bedauern darüber, doch noch einmal in diesen Fehler verfallen zu sein. Es war, als glitten ihre Gedanken durch die dunkle Nacht schmerzlicher Erinnerungen. Ihre Blicke irrten über die schwere Menge von Köpfen hinweg nach Anzeichen eines Unheils, denn just bei ihrem Eintritt intonierte die Festmusik eine patriotische Weise. Alles sang begeistert mit:

„Bei Sempach, der kleinen Sta—adt,
Wand' Ritter wohl gespottet hat —“

Zwischen Tönen und Schreien wurde der Sang wiederholt, mit Häuften Takt geschlagen; die Gläser und Flaschen fielen und klirrten. Auf dem Podium wurde von Turnern ein „lebendes Bild“ gestellt: der lanzendurchbohrte, sterbende Held Winkelried, von seinen Getreuen umgeben. Der farbenwechselnde Lichtstrom eines Scheinwerfers fiel von dieser Gruppe auf ein großes Alpenpanorama, das die Bühnenwand des Hintergrundes ausfüllte.

Doch auch wenn nicht gerade gesungen, musiziert oder Beifall gejubelt wurde, herrschte eine tumultuöse Fröhlichkeit, ununterbrochenes Gläserklirren, Geschrei und Gelächter. Intensive Gerüche und Dämpfe schlugen den Eintretenden entgegen von zerstampftem Gras, von verschüttetem Wein, Speisen und Zigarren, vermischt mit dem Duft des Lannenreisigs.

„Daß Du Freude hast an dem lauten Gelag, Martin!“ magte die ängstliche Mutter einzuwenden, als sich dieser nach einem Platz in der Nähe der Büfett's umsah.

„Ach, glaub doch das nicht!“ erwiderte er unbedacht, „mir sind diese Aufläufe zuwider, entsetzlich!“

Dennoch lief er wie auf Leben und Tod davon, um zwei eben freigewordene Plätze in Beschlag zu nehmen.

Die Mutter merkte wohl, daß ihr Sohn von einer großen Unruhe getrieben war, und konnte sich nicht vorstellen, worauf er ausging und womit sie, die er zu diesem sündhaften Gang überredet hatte, ihm zu Gefallen sein könnte in der tosenden Menschenwildnis.

Sie mußte unwillkürlich daran denken, wie es Martin, seit er erwachsen war, sonst immer vermieden hatte, mit ihr unter die Leute zu gehen, als schämte er sich ihres kümmerlichen Aussehens. Das schien nun heute gar nicht der Fall zu sein; gleichwohl konnte sie darüber nicht recht froh werden. Wie schön er war, wie gewandt und stolz! Ein Weltkind in jedem Zug! — fühlte sie wehmütig, aber ohne ihm gram zu sein, denn trotz ihrer bänglichen Gottesfurcht hing sie mehr an ihm als je zuvor, und für ein gutes Wort von seinem Munde oder einen teilnehmenden Blick seiner sonst so scheuen Augen

war sie zu allem bereit, was er von ihr verlangte.

Während sie sich setzten, sagte Martin ganz unvermittelt, mit verdächtiger Hast und Blöhllichkeit: „Du mußt wissen, der Festwirt ist Maag, mein Prinzipal. Wir sind jetzt nicht gerade gut aufeinander zu sprechen.“

Frau Link erschrak: Ihr erster Gedanke war: Er ist entlassen. Das tat ihr nun doch sehr leid, obgleich nach ihres Freundes, des Predigers, Meinung dem Sohne nichts Besseres zustoßen konnte, als die Trennung von seinem berichtigten Patron und dessen wenig rühmlicher Tätigkeit. Aber sie wagte nicht, danach zu fragen.

Martin saß so, daß er alles übersehen konnte, was am Eingang zur Küche und namentlich am Champagnerbüfett vor sich ging. Eine irrsinnige Aufregung bemächtigte sich seiner, als er sah, wie sich ein ganzer Trupp junger Leute vor dem mit Weinlaub geschmückten, von blühenden Oleandern umstellten Pavillon postiert hatte.

Sin und wieder erblickte er einen Teil des Winterkostüms, und einmal durch eine flüchtige Lücke trat deutlich Emnis Kopf hervor mit roten Rosen im Haar. Sie lachte dem Nächststehenden, der einen Fährnichshut mit blau wallender Niesenfeder und imponierende Stulpen trug, vergnügt ins Gesicht.

Als die Szene wieder verdeckt wurde, waren Martins Blicke so auffallend entsetzt, daß Frau Link, die ihn nicht aus den Augen ließ, eine Hand über den Tisch streckend, entsetzt ausrief: „Um Gott — Martin, was hast Du denn? Was fehlt Dir?“

Er sah die Mutter mit großen, abwesenden Augen an und hörte nicht, was sie sagte, empfand nichts von ihrer Not. Erst nach einer Minute flog's wie ein eisiger Schauer über seine Gestalt.

„Beruhige Dich, es ist nichts,“ sagte er heiser und überlegte dabei: „Wenn ich jetzt, im ersten günstigen Augenblick, den Mut fände, lachend vor die Prinzessin Maag hinzutreten und ein Glas Sekt zu fordern, dann wäre ich auch der Begegnung mit dem Alten gewachsen.“

Unter einem nichtigen Vorwand erhob er sich, die Mutter sich selbst, den quälenden Zweifeln überlassend. Aber vor dem Pavillon schwenkte er ab. Noch ging es nicht, wie er merkte. Den Strohhut hintenüberschiebend, schritt er durch den breiten Mittelgang der Hütte. Eine Weile sah und hörte er nichts mehr von Außendingen. Nur wie aus weiter Ferne her tönte ihm Musik, Gesang und der wirre Chorus in den Ohren. Seine Lippen bewegten sich im Selbstgespräch.

„Nur nicht auf halbem Wege umkehren. Nur das nicht. Nicht mit dem Sperling vorlieb nehmen, wenn man die Laube haben kann. Meine Hoffnungen müssen Wahrheit werden. Unmittelbar muß man zur Freiheit kommen, nicht erst Schritt für Schritt und mit abgestumpften Sinnen.“

Aufatmend blieb Martin stehen. Einige Schritte weiter bemerkte er die Brüder Moses und Sigmund Picard, die Häupter der jüdischen Spekulantliga. Sowie die beiden seiner ansichtig wurden, ging eine hastige Bewegung durch ihre verlebten, verkniffenen Mienen. Blicke flogen, leise Worte fielen. Martin grüßte leicht und wollte an ihnen vorbei.

Da stellte sich Moses in den Weg.

„Herr Link, was e saaga mecht“ — kennta m'r net a baar Werble im Verdraua minander reda?“

„Gewiß, wenn's nicht zu lange dauert!“ Martin zog prahlerisch seine goldene Uhr, das Symbol seiner Begehrlichkeit.

„Se derfa bloß e klei's Momentle bei ins Platz nehma, Herr Link!“

Sigmund begrüßte ihn lachend, mit Händedruck wie einen lieben Kumpan: „Blij normal,

Se wera de Mädle meschugge macha wella; des Zeig habe Se, waif Gott, drzua.“

„Die zwei haben es hoch in den Absichten!“ dachte Martin. Kraft der Wandlungsfähigkeit, die menschlichem Fühlen eigen ist, erfasste ihn augenblicklich eine üppige Streitsucht.

„Was derfa m'r Ehne fer'n Wei offriera, Herr Link? Kann 'r a wengele mouffiera, he?“ fiel Moses dem späßhaften Bruder ungeduldig in die Rede.

Martin dankte ablehnend und sah ihn gespannt an.

„Also, Se wissa do, Herr Link, was m'r Schwierigkeita antressa, bezüglich, wenn m'r hie Geschäfte macha wella. De Juda missa nu wol de schleachta Nooga sei! No — und do wella m'r ebens 'n Mann angaschiera, 'n Vordermann quasi, sozusacha, — verstehe Se mich wohl! Der tät de Geschäfte sibra mit de Daura un Bauleit. Einer, der de Verhältnisse hie kennt, dem neemerts was nachreda ka, verstehe Se?“

„Kurz und guind, 'n Ehrenmann von Auf!“ warf Sigmund wichtig dazwischen.

Martin nickte verständnisinnig. Er war bereits überzeugt, daß der „Ehrenmann“ mit seiner Person nicht zusammenfalle. Aber nun hätte er wirklich gerne gewußt, was die beiden eigentlich im Sinne trugen. Das Vergnügen, die Menschen zu durchschauen, war ihm noch neu.

„Na, an mich werden Sie wohl kaum gedacht haben, — so jung, wie ich noch bin!“ sagte Martin mit ungläubigem Lächeln.

„A bahl!“ machte Sigmund achselzuckend, scheinbar tief beleidigt.

Der andere zeigte sich in diesem Moment mehr sanguinisch veranlagt. Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es schallte.

„Was hat denn in Dreiteilsnama das Alder mit d'r Tichtigkeit ze dua, mecht e wissa? Freile, grad an Se han m'r gedenkt. Isch wahr oder net?“ wandte er sich an Sigmund, als hätte das brüderliche Zeugnis jeden Zweifel heben müssen.

Es entstand eine kleine Verlegenheitspause. Am Nebentisch entriestete sich ein eingefleischter Helvetier und Schwabenfresser über seine Aufwärterin, die sich als leibhaftiges „Schwobamaidle“ entpuppte. Der Mann weigerte sich zu aller Ergözen, die bestellte Flasche von ihr anzunehmen, und rief immerfort: „Landskraf her! Fahr ab, Du chaiba Schwob!“

Ganz sachte erkundigte sich nun einer der Juden, wie es denn Martin beim Vater Maag gefalle.

„Aha, der Schleier lüftet sich,“ dachte Martin. Noch im Besinnen, womit er das Gerede in den zwei Konkurrenten am schnellsten auflocken lasse, begann er mit fröhlicher Dreistigkeit. „Das können Sie sich ja selber sagen. So ein fabelhaftes Glück! Ich bin auch nicht toll genug, da noch unsatteln zu wollen. Dieser Maag — wie der seine Geschäfte betreibt! Da gehen einem die Augen auf. Nehmen Sie an: In knapp vier Monaten — ich lüge nicht — über dreihunderttausend Benefiz. Auf Ehrenwort!“

Nun die Juden merkten, daß der junge Mann weder auszuholen noch gegen den gehässigen Maag einzunehmen war, taten sie sich keinen Zwang mehr an.

„Un de scher Frau soll do a net unzugängle sei, hert ma so?“ bemerkte Sigmund mit häßlichem Winkeln und Medern. „A wengele Lokett, was? 's ischt ihr a gar net zu verargu. Der alde Maag ischt grad bei Ausbund von Scheenhaid, sag e aa.“

„In der Einsicht hat 'r freile a junge Grot needig. Also fer 'n Hausgebrauch, was?“ bekräftigte der andere mit lautem Gelächter.

Der unberühmte Sohn dieser Anspielungen beraubte Martin der Sicherheit. Das zynische Lachen erstarb ihm schnell auf den Lippen, als er sagte: „Mir liegt begreiflich mehr an der Wirtin Töchterlein!“

Da ließ Moses die Maske vollends fallen. Seine mandelförmigen Augen funkelten vor Wut.

„Nu . . . wie steht 'r denn mit 'm Landwirt Furrer hie? Scheint's, habt 'r den arch iver de Ohra gehana? Der verschempft mi vermaledeit eich sandaus und -ei, daß es gar nemma schee isch.“

„W'nderheitte gilt's Ehne, Herr Lint. Se sein d'r schlechteste Stoog von d'r Welt, meint 'r, der Furrer. Erscht noch isch 'r bei ins am Tisch gwea. Aber — versteht sich — geglaabt han m'r ihm bei Werble!“ ergänzte der andere hämisch.

„Das ist infam, was Sie da —“ stotterte Martin, erschrocken aufspringend. Das Blut schoß ihm in die Augen. In der Brust blieb ein eiskaltes Entsetzen.

Er bemerkte noch, wie die beiden mit Argusaugen an ihm hingen. Ohne zu grüßen, begab er sich hinweg.

„Teifel, in der Haut mecht' e net warm un net kalt sei!“

„Da wird no Zuchthausarbeit drans —“ hörte Martin hinter sich. Dies fiel wie ein Faustschlag ins Gesicht. Aber die ehrliche Entrüstung, der freche Mut, vor den Beleidigern Front zu machen, stellte sich nicht ein. Dagegen bemächtigte sich seiner sogleich die dumpfe Angst eines überführten Verbrechers. Martin Lint schlich davon, als hätte er nichts vernommen.

Er war ja den dunklen Vorsätzen noch gar nicht gewachsen, wie er merkte! Das Gespenst der Vergeltung schwebte ihm noch vor der Seele. Er litt wie ein Kind am bösen Gewissen. Und die gehörige Selbstverachtung — das Geheimmittel seines Meisters — war ihm erst recht nicht gegeben.

Aber der Gedanke, daß ihm schon der kommende Tag eine unwiderrufliche Entscheidung abzwängen konnte, brachte sein Schwanken gleich zur Ruhe. Der Zwischenfall mit den Juden sprach deutlich genug. Stark sein, beharrlich, das war alles. Er hatte bei dem begonnenen Spiel nur noch zu gewinnen.

Plötzlich stand er, nicht wissend, wie es geschah, vor ihr, der schönen Wingerin, die ihn mit einem unerkennbaren Schreckensblick begrüßte.

„Ich glaube, mein Vater hat Sie schon lange gesucht!“ stammelte Emmi und strich mit einer verlegenen Handbewegung über die Haare, eine der Rosen streifend, die dann auf den Schenkeltisch fiel. Mit einem schnellen Griff kam ihr Martin zuvor und preßte die Blume an seine Lippen.

„Daß mich Herr Maag sucht, begreif' ich sehr gut. Das hat seine Gründe!“ erwiderte er kühn und voll Hohn, was ihr Entsetzen noch vermehrte. „Aber feinetroegen bin ich nicht gekommen. Ich wollte bloß ein Glas Champagner von Ihnen haben, Fräulein Emmi, und sehen, wie Ihnen die Männer den Hof machen.“

Emmi wußte nichts zu erwidern. Noch nie hatte sie mit ihm etwas anderes gesprochen als das Allernotwendigste, einen Auftrag des Vaters gemeldet oder einen kurzen Gruß gewechselt. Sie haßte ihn instinktiv, ohne diesen Haß vor sich selbst zu begründen, zu rechtfertigen, und kehrte gegen ihn jederzeit einen kalten Stolz heraus, der sich in offene Empörung verwandelte, sobald sich zeigte, wie ungezwungen der junge Mensch im Hause ihrer Eltern auftreten durfte. Ein freundliches Wort, eine Aufmerksamkeit Frau Maras gegenüber diesem Eindringling, der doch nur ein Schreiber war in des Vaters Diensten, konnte Emmi vor Zorn zu höhnischen Bemerkungen treiben.

Jetzt stand sie ganz ratlos und starrte an ihm vorbei auf das Menschengewimmel. Wie kam es, daß er so wegwerfend von ihrem Vater sprach und sich selbst aufs hohe Ross setzte? Und nun gar der überlegene Kavallerist, die dreiste Art, wie er sich die Nase zu eigen machte, diese feuchten Blicke, die sie zu fühlen meinte auf den Wangen, dem bloßen Hals und ihren halbnackten Armen!

(Fortsetzung folgt.)

Das versunkene Schiff.

Den Strom hinunter fuhr das Schiff,
Die Mannschaft ist ertrunken;
Gescheitert ist's an keinem Riff,
Warum ist es versunken?

Sie tranken Wein beim Lautenklang
Auf dem Verdecke droben,
Und hörten nicht den Ruf, der bang
Von unten sich erhob.

Gefangene nach Kriegsgebrauch,
Verwahrt im engen Raume,
Sie riefen: Uns ein Tröpflein auch;
Die Zunge klebt am Gaume.

Doch jene wollten ungestört
In Freuden sich berauschen;
Von den Gefangnen ward gehört
Am Kiel der fluten Rauschen.

Wir schmachten bei so nahem Heil;
Auf, es herein zu schaffen!
Im Winkel fanden sie das Beil,
Nun muß der Boden klaffen.

Das Wasser dringt in Strömen ein,
Sie trinken und ertrinken;
Nicht merkens oben die vom Wein
Berauschten, daß sie sinken.

Rückert.

Rembrandt.

Von Ernst Schur.

Innerhalb der Geschichte der Malerei nehmen die Niederlande einen besonderen Platz für sich ein. Nachdem Italien bis dahin, bis an das Ende des 16. Jahrhunderts, auf allen Gebieten der Kunst vorherrschend sich betätigt hatte, trat nun der Norden mit einer Macht hervor, die ihm bis dahin versagt gewesen war. Raphael, Leonardo, Michelangelo, Tizian und Correggio hatten der italienischen Kunst zu einem Weltansehen verholfen. In Correggio, der die große Malerei in Italien abschließt, meldet sich zugleich ein neues Streben, eine neue Tendenz des Malerischen. Er löst die festen Konturen auf und läßt die Erscheinungen in weichem Licht vor uns hintreten. Mit diesem Betonen des „Malerischen“ gibt Italien dem Norden die Anregung zur weiteren Entwicklung.

In der Geschichte der Malerei im 17. Jahrhundert — die Malerei zog immer stärker die Aufmerksamkeit auf sich, die anderen Künste traten dagegen zurück — nimmt Rembrandt den ersten Platz ein. Gerade er hat diesem Problem des Malerischen, des Auflösens der farbigen Kontraste in Licht und Schatten, sein Leben gewidmet. Darum erscheint er uns heute so modern. In seinen Werken flimmert es von Lust und Licht in den gedämpften Tönen des Innenraumes. Neben Rembrandt stehen nur noch Rubens und Franz Hals. Und will man sehen, wie einheitlich dieser Zug der Entwicklung zum Malerischen sich in Europa vollzog, so muß man an das andere Land denken, das ebenso wie die Niederlande zum erstenmal entscheidend in die Kunstentwicklung eingriff, an Spanien. Da sind es die Namen Murillo und Velasquez, die die neue Ära bedeuten. Namentlich Velasquez mit seiner kühlen, vornehmen Farbigeit, seiner monumental-lebendigen Schönheit, steht uns heute wieder nahe.

Rembrandt war es nicht leicht gemacht, zum Ruhm zu gelangen. Er wurde nicht in einem Lande groß, das Mangel an tüchtigen, ja hervorragenden Malern hatte. Im Gegenteil, wir begegnen hier einer Fülle von Namen, deren jeder ein längeres Verweilen lohnt. Insofern fiel Rembrandt der Ruhm nicht in den Schoß.

Er stand in einer Reihe mit angesehenen Künstlern, die er noch übertreffen sollte.

Da ist vor allem Rubens, der den stärksten Ausdruck flämischer Kunst — die niederländische Kunst teilt sich in flämische und holländische — darstellt. Sein Werk ist in seiner animalischen Kraft zugleich ein Zeugnis des intensiven Lebenswillens seiner Nation. Glühende, jauchzende Farben, ein Sichberauschen im Genuß, eine beinahe wollüstige Freude am Leben, in dessen Strudel man sich immer wieder lachend hineinstürzt. Da ist Anton van Dyck, ein Schüler Rubens, der ebenso vornehm zurückhaltend ist, wie sein Lehrmeister orgiastisch war. Da ist die ganze Reihe der Tiermaler, die mit Fr. Snyders beginnt. Da sind die Bauernmaler Brontwer, Teniers, die uns das bäurische Leben mit Temperament schildern.

Neben diese Blumen treten die Holländer. Die nördlichen Provinzen der Niederlande hatten sich von dem Joch der Spanier befreit, während die südlichen, die Blumen, unter der Herrschaft der Spanier verblieben. Dieses neu erstarkte, selbstsichere Holland stellt nun eine ganze Reihe von Künstlern. Da tritt uns vor allem in Haarlem — in allen größeren Städten Hollands blühte reges geistiges und künstlerisches Leben auf — Franz Hals entgegen, der an Temperament Rubens gleich ist, an Vornehmheit der malerischen Anschauung ihn übertrifft. Das momentanste Leben umkleidet er mit der Schönheit seiner gewählten Farben, die meist auf Schwarz und Grau gestimmt sind. Adrian van Ostade führt uns in das Familienleben ein, er führt uns in die Kneipen und schildert uns das damalige Alltagsleben mit künstlerischer Verbe.

All diese Vorgänger, die Werke schufen, die einen Weltruf erlangt haben, hatte Rembrandt in Amsterdam, das damals der Mittelpunkt des geistigen Lebens war, vor sich.

Rembrandts Leben nahm folgende Entwicklung.

Er ist zu Leyden als Sohn eines Müllers am 15. Juli 1606 geboren. Nach dem Besitztum einer Mühle, die „am Rhein“ lag, führte die Familie den Namen van Rhyu („vom Rhein“). Der Vater hieß Harmen (Hermann) Garrits. Nach der damals herrschenden Sitte fügte der Sohn den Namen seines Vaters dem eigenen bei. Und so heißt Rembrandt richtig: „Rembrandt Harmens („Hermanns Sohn“) van Rhyu“. Drei Brüder wurden Handwerker, er selbst war in der Erziehung bevorzugt. Er besuchte die höhere Schule und man nahm in Aussicht, ihn die Universität in Leyden besuchen zu lassen. Der junge Rembrandt aber fühlte sich zur Malerei hingezogen. Frühzeitig, mit dreizehn Jahren, geht er bei einem Maler in die Lehre, der nach italienischem Muster klassizistisch malte, Jakob van Swanenburgh, bei dem er drei Jahre blieb. Dann ging er nach Amsterdam zu Pieter Lastmann, der ebenfalls in Italien und seiner Kunst das Ideal erblickte. Bei diesem war er nur kurze Zeit. Wer Einflüssen nachspüren will, mag in Betracht ziehen, daß Lastmann in Rom Schüler des feinen Frankfurter Malers Adam Elsheimer war, der vornehmlich Bilder, meist Landschaften, kleinsten Formats malte, dabei auf Lichterscheinungen besonderen Wert legte. Rembrandts Hauptmittel ist ja das Licht. Die plötzlich einfallende Lichtquelle, das Sichberlieren der Töne im Dämmer, ist sein künstlerisches Mittel.

Nach Leyden zurückgekehrt, versucht er selbstständig tätig zu sein. Er richtet sich ein Atelier ein, drapiert es mit allerlei Schmuck und eigenartigen Geräten. Dort ist er bei sich allein. Und wie durch sein ganzes Schaffen das Gefühl der Einsamkeit geht, so zieht er sich schon hier von der lauten Welt zurück. Schweigend fällt das



Rembrandt: Sitzender Mann.

1632 verlobt er sich mit Saskia van Uylenburgh, zwei Jahre darauf ist die Hochzeit. Die Verwandten waren dagegen, Rembrandt war ihnen nicht vornehm genug. Er aber gewinnt sie doch und nun sieht er sich im Besitz seiner Kraft. Auf vielen Porträts begegnet uns seine Frau, ein feiner Kopf, blaue Augen, helles, blondes Haar. Daneben erscheint Rembrandt plump, riesenhaft. Er kommt beinahe in einen Tummel von Lebenslust hinein. Was schiebt ihn das Ermahnen der Philister. Was kümmern ihn die Mahnungen der Geldleute. Er lebt seiner Kunst und kümmert sich nicht um das Geld. Diesem Mause, in den er sich mit jugendlichen Vollkräften gestürzt hatte, folgte das Erwachen. Er besinnt sich auf sich selbst. Er sammelt die Kräfte. Im Judenviertel ist sein Heim. Dort verkehrt er mit den Leuten, deren malerische Tracht, deren alte Kultur ihn reizt. Er richtet sich seine Wohnung mit all dem Glanz alter Schmuckstücke, Teppiche und Waffen ein und genießt nun wieder in zurückgezogener Stille. Er trumpt nicht mehr auf, er will nicht brave Seelen verblüffen, er beobachtet, er freut sich am Sonnenstrahl, der sacht durch die Fensterscheiben auf die malerischen Innenräume seiner Wohnung fällt.

In diesen Jahren stirbt ihm Saskia. Er ist nun ganz für sich allein. In seiner Einsamkeit gewinnt die Landschaft, die er bis dahin nicht so beobachtet hatte, für ihn Bedeutung. Er macht weite, einsame Spaziergänge. Er bringt Eindrücke heim, die er sich von der Seele malen muß. Diese holländische Landschaft ist so recht eine Landschaft der Stille, der Einsamkeit. Eine weite Ebene. Einfache Häuschen. Alte Bäume. Alles unter breitem Himmel still träumend, vielleicht auch trauernd. Diese Stimmen vernimmt Rembrandt. Er braucht keine Staffage, keine imposante Gegend, er nimmt das Einfachste, und durch die feine, liebevolle Behand-



Rembrandt: Lesender Mann.

licht durch die Fenster zu dem nachsinnenden Künstler hinein. Er beobachtet es. Auf einsamen Spaziergängen in der Rheinebene spinnt er seine Ideen weiter. Wenn er Personen malt, macht er sich vielleicht flüchtige Skizzen von Menschen, die er auf der Straße sieht, oder er bittet seine Angehörigen, ihm zu sitzen. Es ist eine Schen in Rembrandt, sich laut zu geben. Daß er den stillen Zauber des Lichtes malt, ist für die Anlage seines Charakters bezeichnend.

Es ist etwas Mätselhaftes in diesem Künstler. Er ist der erste, der seine Kunst selbstherrlich gebraucht, der nicht auf Bestellungen wartet, der dem Modegeschmack keine Konzessionen macht. Er gibt sich. Und er hat eine eiserne Konsequenz darin. So zurückgezogen, so schen er ist, hier beginnt seine Stärke, seine stetig wachsende Kraft. In solchen einsamen Stunden betrachtet er sich selbst sinnend im Spiegel und malt die eigenen Züge, immer mit verschiedenem Ausdruck, immer mit der gleichen Geduld, Freude und dem Gefühl, ein neues Gebiet zu erobern, etwas Bleibendes festzulegen. Etwas Dokumentarisches haftet diesen Selbstporträts an.

1631 schließt er in Leyden seine Studien ab. Er malt einige größere Gemälde historischen und biblischen Inhalts. Mit dem Gefühl, sich von engen Fesseln zu befreien, geht er nach Amsterdam. Dort tritt er in die Welt hinaus. Er sucht Verkehr. Es ist, als forderte die Natur ihre Rechte. Der Träumer scheint verschwunden. Auch das Phantastische tritt zurück.



Rembrandts Mutter.

lung wird es unter seinen Händen bedeutungsvoll. Er gibt eine kleine Zeichnung, und es ist die ganze Poesie der Ebene darin.

Aus diesen trüb der Vergangenheit, der Erinnerung nachhängenden Stimmungen reißt ihn Hendrickje Stoffels heraus. Dreiundzwanzig Jahre alt, kam sie zu ihm ins Haus als Wirtschaftlerin. Sie wurde die Gefährtin seines Lebens. Es beginnt eine neue Periode. Rembrandt vergißt die Vergangenheit, er ist zufrieden bei sich, in seinem neuen Heim, das ihm die tatkräftige Frau mit Liebe bereitet. Anders sieht jetzt Rembrandt die Welt an. Er genießt bewußt die Gegenwart. Von der Außenwelt zieht er sich immer mehr zurück. Aber nicht, um in Melancholie Vergangenen nachzuspinnen, sondern er will es still um sich haben, um in Ruhe seinen Gedanken nachhängen zu können, die der Gegenwart zugewandt sind.

Aber diese Außenwelt, von der er sich abwandte, trat um so rücksichtsloser an ihn heran, als wollte sie sich rächen, daß er sie so schändlich verachtete. Hendrickje war ihm nicht angetraut. 1654 wurde sie vor den Kirchenrat zitiert. Dreimal vergeblich. Dann erschien sie und man verhängte eine Strafe über sie. Rembrandt blieb trotzig. Das Publikum rächte sich, indem es dem Maler keine Bestellungen mehr zukommen ließ.

So meldete sich bald die Armut. Schulden über Schulden kamen. Er mußte selbst das Vermögen seines Söhnchens aus erster Ehe opfern. Schließlich fand sich keiner mehr, der ihm Geld borgte. Und so sieht er als alter Mann schließlich, er, dem nie Geld ein berehrungswürdiges Objekt gewesen, in Armut da. 1656 wurde der Bankrott eröffnet. Es ist, als wollte das Schicksal diesen Mann, der schon an seinem Lebensabend stand, noch einmal hart prüfen. Rembrandt bekam mit den Gerichts-

vollziehen zu schaffen, mußte ihnen gute Worte geben, ihre Anordnungen befolgen. Aber mit so sieghafter Ruhe, mit der unerschütterlichen Selbstsicherheit eines alten Patriarchen steht er über diesem äußeren Geschehen, daß er die beiden Vollstrecker des Urteils radiert und am Tage der Auktion ein neues, großes Bild beginnt.

Die Menge drängte sich in sein stilles Haus und beschliffelte die Gegenstände. Ein Schuhmacher kaufte das Haus. Unstät irrt Rembrandt umher, er bezieht eine kleine Wohnung auf der Hofengracht. Dort arbeitet er, nicht mehr in einem Atelier, sondern in einem Dachstübchen.

In seinen Bildern flimmert fortab auch nicht mehr das weiche, goldige Licht. Die Töne sind düster, grau, braun. So hat er sich selbst gemalt, in Lumpen gekleidet, vor der Staffelei stehend, noch immer arbeitend. Noch einmal verschafft ihm ein Freund einen Auftrag. Nach der Erledigung stirbt Hendrickje. Als wäre damit der letzte Halt genommen, ergibt sich nun Rembrandt dem Trunk, tags über schläft er, nachts ist er in den Branntweinkneipen. Auch da ist er künstlerisch noch so ehrlich, sich mit all der Genauigkeit zu malen, wie er ausah: mit aufgedunsenem Gesicht, geröteten Augen, mit dem Ausdruck hoffnungsloser Trauer. So irrt er in den Straßen umher, im Judenviertel, die früher seine Pracht, sein Glück gesehen.

Nachdem ihm noch sein Sohn vorangegangen, starb Rembrandt am 8. Oktober 1669. Seine Hinterlassenschaft bestand aus seinem armseligen Malgerät und ein paar wollenen Kleidern.

Drei große Gemälde haben den Ruhm Rembrandts vornehmlich begründet und befestigt. Sie verteilen sich über die Zeit seines Lebens in annähernd gleichmäßigen Abständen.

Er war kaum als junger Mensch, im Jahre 1631, nach Amsterdam übergesiedelt, als er dort einen ehrenvollen Auftrag erhielt. Die Kerzte



Selbstportrait Rembrandts.

der Stadt wollten ihrer schon bestehenden Sammlung ein neues Gemälde einfügen. Rembrandt erhielt den Auftrag, die Anatomievorlesung des Dr. Tulp im Bilde festzuhalten. Diese Bezeichnung behielt das Bild.

Rembrandt war 26 Jahre alt, als er das Bild malte, mit dem er sofort eine vollgültige

Probe seines technischen Könnens sowie seiner neuen Auffassung ablegte. Das Neue darin ist das fabelhaft Lebendige im Ausdruck des Ganzen und des Einzelnen. Das ganze ist ein seelisch belebter Vorgang. Jeder Kopf der sich um den Leichnam drängenden Zuhörer eine Charaktererschöpfung. Seit 1585 war es in Holland erlaubt, zu Unterrichtszwecken Leichen zu sezieren. Es wurden öffentliche Anatomievorlesungen gehalten. Der hierzu zur Verfügung stehende Saal wurde dann mit Bildern bedeutender Kerzte geschmückt. Hier galt es, den Anatomieprofessor Dr. Tulp zu malen, wie er die bloßgelegten Muskeln des sezieren Vorderarmes erklärt. Die sieben gespannt zusehenden Hörer sind die Vorsteher der Chirurgenzunft.

Diese Menschen sind nicht nebeneinandergestellt. Rembrandt hat das Ganze als Kunstwerk komponiert. Er hat den Moment erfaßt, wo aller Augen sich auf den ruhig sprechenden Professor richten. Leben in allen Gesichtern, ein Heraudrängen der Köpfe. Schräg gegen diese lebhaft andringende Masse liegt der Leichnam, steif, starr. Das Licht ist schön verteilt. Der Leichnam ist hell beleuchtet und bildet so ein Gegengewicht gegen das Dunkel des Hintergrundes, aus dem die Köpfe hervortreten. Schon in diesem Jugendwerk sehen wir das Streben, Licht und Schatten als malerisches Mittel zu benutzen, vollauf bestätigt. Die weißen Halskrausen wirken als aufhellende Partien sehr reizvoll. Dr. Tulp hat den großen schwarzen Hut auf dem Kopfe, er hebt mit einem Instrument den Muskel, von dem er spricht, aus dem



Rembrandt: Anatomie.

Arme. Er benutzte unbewußt beim Sprechen seinen eigenen linken Arm, um die Bedeutung des Muskels an sich zu illustrieren. Zudem Membrandt den ganzen Vorgang malerisch um den Mittelpunkt sammelt, gibt er eine Ruhe im Ausdruck bei Berücksichtigung und Ausbildung aller Teile, die dem Gemälde ein monumentales Aussehen verleihen. Daher verschaffte ihm auch dieses Bild, in dem Sachlichkeit und persönliche Anschauung so glücklich harmonisch gemischt sind, unter seinen Landsleuten Ruhm und Ansehen und er erhielt Aufträge über Aufträge.

Dann vergehen lange Jahre, in denen Membrandt sich künstlerisch immer eigener entwickelt und Bild um Bild gibt, Porträts, Landschaften, Radierungen. Im Jahre 1642 erhielt er von der Schiëngilde den Auftrag, den Hauptmann Coek mit seiner Kompanie zu malen. Das Bild sollte im Gildenhaus aufgehängt werden. Es ist bezeichnet „Die Nachtwache“.

Membrandt hatte sich immer mehr bemüht, seine Farbe weicher werden zu lassen. Er breitet einen goldig warmen, flimmernden Schein über seine Bilder. So ist dieses Bild gemalt.

Es sind etwa zwanzig Personen, die in Betracht kommen. Die Leinwand hat die respectable Länge von fünf Meter. Der Vorgang ist so gedacht: Die Tambouren haben zum Appell getrommelt. Die Soldaten eilen heraus und sammeln sich um den im Vordergrund stehenden Kapitän, neben dem ein jüngerer Mann, der Leutnant, erscheint. Der Hauptmann ist in Schwarz, der Leutnant in Gelb gekleidet, das sich aus dem weichen Dunkel schön heraushebt. Coek spricht mit dem Leutnant, er macht eine Geste; der Schatten der Hand fällt auf das Gewand des Leutnants. Beide stehen im Vordergrund, vom Licht voll getroffen. Im Hintergrunde reckt sich stolz der Fahnenträger. Ein paar Kinder, besonders ein hell gekleidetes Mädchen, besehen malerisch das Bild.

Die Besteller waren mit dem Bilde nicht zufrieden. Sie waren gewohnt, jeder genau berücksichtigt zu werden. Zudem Membrandt das malerische Flimmern des goldig-dunklen Lichtes in allmählich verschwimmenden Tönen ohne Rücksicht auf genaues Sehen anwendet und so seinem künstlerischen Willen Genüge tut, vermischten die Auftraggeber, daß sie nicht alle, Person für Person, nebeneinander in ganzer Figur sichtbar dastanden. Von da ab ging Membrandt immer eigenwilliger seinen Weg und die Aufträge kamen nicht mehr so zahlreich. Zudem starb ihm Saskia, seine Frau.

Gerade in dieser Zeit, die nun folgt, wo er von inneren Sorgen gequält, von Geldnot bedrängt, schaffen muß, gibt er in ununterbrochener Folge Meisterwerke. Er steht ganz allein für sich. Kein Auftrag engt ihn ein. Und so malt er ganz so, wie er es will. Das werdende Hell Dunkel, jenes goldige Flimmern kommt immer entscheidender zur Geltung. Das Seelische, die eigentümliche Belebung, die Membrandt seinen Stoffen angedeihen läßt, was sich namentlich in den Porträts mit äußerster Feinheit zeigt, aber auch in den historischen Bildern, die dadurch zu persönlichen

Dokumenten seines inneren Erlebens werden, sich behauptet, tritt immer vertiefter in Gelung. Membrandt malt sich, sein Leben, sein Fühlen, sein Anschauen. Der fremdeste Stoff wird von ihm innerlich belebt und dann malerisch in Bildwerke umgewandelt. Namentlich die Porträts und die Landschaften sowie die Zeichnungen sind hier bedeutungsvoll. Membrandt löst immer mehr alles in Töne auf. Weder Linie noch Farbe reizen ihn an sich, sondern der Wechsel des Lichts, das fortwährend die Dinge verändert. Er entfernt sich damit immer mehr von der Anschauung des zeitgenössischen Publikums, und so steht er am Schluß seines Lebens, als ihn Unglück über Unglück trifft, nicht nur menschlich allein. Auch künstlerisch war er lediglich auf sich angewiesen.

Uns aber erscheint er in dieser eigenkräftigen Art, die nicht auf die Forderungen der Mode und des Publikums Rücksicht nimmt, als ein Künstler, der an dem Anfang der modernen Kunstentwicklung steht.

Wie Membrandt als erster das Licht als malerisches Mittel ausschlaggebend verwendet, wie er die Kunst verknüpft mit seinem eigenen Erleben, so daß seine Bilder den Wert von Bekennnissen erhalten, das begegnet uns hier zum erstenmal in der Kunstgeschichte. Wir empfinden, wir stehen hier vor einem Menschen und Künstler, der, unbekümmert um das Zeitideal, seinen Weg einsam für sich gehen muß. Er läßt dafür viel Not und Unglück auf sich und das Schicksal trifft ihn schwer. Aber der Lohn, der ihn entschädigt, ist das Bewußtsein, der Umgehung zum Trotz nach neuen Zielen geforscht und so der Menschheit gedient zu haben.

Noch einmal sammelt er in dieser schweren Zeit seine Kraft zu einem großen Gruppenbilde „Die Vorsteher der Tuchmacherskunst“ (1661). Die „Anatomie“ ist das Werk seiner Jugendzeit, im Mannesalter schuf er die „Schwache“, die „Tuchmacher“ sind das Werk des Alters. Er vereint in dieser Beziehung die Vorzüge der beiden erstgenannten Bilder zu abgeklärter Harmonie. War das erste eine ruhige Schöpfung, mit scharfer Herausarbeitung des Porträtähnlichen und des Lebendigen in der Auffassung, suchte Membrandt in der „Schwache“ selbstherrlich sein künstlerisches Programm in die Tat umzusetzen und aus dem Vorgang mit Zuhilfenahme des Lichtes eine märchenhafte, poetische Lichterscheinung zu machen, so ist hier Porträtähnlichkeit und malerisches Problem vereint. Die Lebendigkeit in der Auffassung jedes einzelnen Gesichtes ist auch hier erhalten, das Licht flutet auch hier warm und weich. An einem Tisch sitzen vier Herren, bis zur Brust sichtbar. Den Tisch bedeckt ein rotgetönter, orientalischer Teppich. Ein fünfter Vorsteher erhebt sich seitlich vom Stuhl. Im Hintergrunde steht ein Diener. Alles ist hier ruhig im Gesamteindruck, wohl abgewogen. Die schwarzen Röcke, die weißen Kragen, die großen, schwarzen Filzhüte geben eine äußerst feine, malerische Abwechslung. Wenig Farben, diese aber deutlich und bestimmt, darum wirkt das Licht, das in goldigem Ton leise die Farben tönt, um so stiller, vornehmer. Farbe, Plastik

der körperlichen Erscheinung, Licht und Schatten sind in höchster Harmonie abgewogen und zu einer Einheit von berückendem Reiz verschmolzen.

Diese drei Bilder, die „Anatomie“, die „Nachtwache“, die „Tuchmacher“ kennzeichnen die Bedeutung Membrandts für die Allgemeinheit, sie sind von unantastbarer Gültigkeit. Neben diesen Meisterwerken gehen die anderen Bilder einher, Versuche, Experimente einzuführen können, in denen Membrandt ganz weiche Töne, die einander übergehen, anwendet und so der modernen, malerischen Auffassung sich stark nähert, Bilder, die wie Skizzen momentan gesehen sind, die aber dennoch die Tonschönheit eines vollendeten Bildes haben, in denen die Farbe schon ganz durchtränkt ist mit Licht. Immer einfacher, knapper, lapidarer wird Membrandt im Farbigen. Er erreicht so eine Sachlichkeit und Ruhe in der farbenschönen Erscheinung, die ihn als Vorbild noch in der Gegenwart erscheinen läßt.

Um Membrandts Bedeutung ganz zu ermessen, muß man daran denken, daß bis dahin als alleinseligmachende Kunst die Kunst Italiens galt. Ihr eiferten die Künstler nach. Die Niederlande, die Holländer, setzten dem einen Damm entgegen, und Membrandt stand in diesem selbständigen Lande an der Spitze einer ruhmvollen Künstlerschar. In ihm kam das Elementar und selbstherrlich zum Ausdruck.

Die Worte „Form“ und „Stil“ im Sinne einer vorgefaßten Kunstanschauung, wie man sie von Italien her im Sinne hatte, kennt er nicht. Unbefangen, mit immer neuen Sinnen nähert er sich der Natur. Während die Antike und Italien einseitig sind, sich aus einseitigen Anschauungen eine strenge Welt der Form aufbauten, geht Membrandt als der größte Künstler des Nordens in unbeschränkter Freiheit seinen Weg. Ihn begünstigt kein Herrscher. Er kennt keine Forderungen einer zu verherrlichenden Religion. Er ist allseitig. Er gibt ein Abbild der Welt in all ihren Einzelheiten. Er abstrahiert daraus nicht ein Ideal, das fremd der Welt gegenüber steht. Immer neu sieht er die Erscheinungen an. Er gibt die Welt der Empfindung und die Welt des Scheins; Inneres und Äußeres ist bei ihm in Reichtum vorhanden. Er beobachtet das Volk und hält die Gestalten in beinahe vibrierend zarten und doch sicheren Strichen fest. Er gibt phantastische Entwürfe voll märchenhafter Schönheit. Porträts voll intensiver Lebenswahrheit. Hingabe und Schaffen ist bei ihm vereint. Er geht den Dingen mit nie ermüdender Liebe nach und greift ebenso mit fester Hand zu, daß das Allzubiele sich reinige, die Form sich füge. Das alles umhüllt er mit dem märchenhaften reichen Zauber des Lichts. Lind umspielt es die Dinge und hüllt sie ein in den Mantel einer Schönheit, die nicht äußerlich ist, die nichts Falsches an sich hat. Membrandt steht in diesem Sinne als Typus germanischen Kunstschaffens an erster Stelle gegenüber der romanischen Kunst, die in festen, traditionsstarken Formen sich einen Stil prägt, während bei Membrandt die flutende Schönheit des Lebens ist

Der Geiß-Christeli.

Erzählung von Ernst Zahn.

„Sieh das Sonntagsgewand aus,“ befahl der Hans, „dann kommst herunter, über die Treppe hinab in die Putzkammer, wirst es schon finden.“

Er stand schon wieder in der Tür, als er das sagte. „Wie geht es daheim?“ fragte er aber doch noch.

„Gesund sind sie,“ sagte der Christen. Dabei

sah er den Bruder mit einem verfahrenen Blick an, sah gar nicht den, sondern irgendwie durch denselben hindurch in blaue, dunstumsponnene Ferne. Da ragten sie auf — Berge — Berge.

„Mach, eil Dich,“ sagte der Hans.

„Ja,“ gab der Christen mechanisch zurück. Aber als der andere schon hinaus war und die Tür geschlossen hatte, stand er noch immer und

sah ins Leere und sah fern verschleiert — das — was er von der Straße in die Gasthofhalle tretend mit in das Haus hereingenommen hatte. Er mußte sich einen Stoß geben, daß er davon loskam. Nachher tat er seinen Handkoffer auf und zog sich um. Das dauerte nicht lange; denn eine Unruhe trieb ihn, zu erfahren, was in diesem großen, fremden Haus, in dem einen

(Schluß)

nicht Luft hatte zu atmen, weiter werden würde. Er verließ die Kammer und suchte die dunkle Treppe, fand sie auch und stieg hinab. Seine schweren Schuhe klapperten auf den Steintritten. Er stieg hinab und hinab und gab sich Mühe, die eigenen Tritte zu dämpfen, deren Schwere ihm zum erstenmal in seinem Leben auffiel. Endlich fing es an heller zu werden — ein Lichtstreifen stach aus irgend einer Tiefe herauf. — Das dunkle Blut trat ihm in die braunen Backen, als er kurz darauf vor der Tür eines großen, lauten Mannes anlangte, von dem, so merkwürdig er war, er doch wußte, daß es eine Klischee war. Zwei mächtige Herde mit glänzendem Kupfergeschirr standen in der Mitte und an die zwölf Klischee in weißen Jacken, Schürzen und Stappen führen hin und her. Eine Menge anderer Leute ging ab und zu, es war ein Lärm, Klaffen, Klirren, Klappern, Schwaben, Schelten, Lachen, daß einem der Kopf davon brummte. Und in der hellen Tür stand der Christel wie aus einer anderen Welt hergeredet, unbeholfen, klein und klobig, rauh und eckig, wie ein rechter Stein, der sich denen da, dem Klischenepolk, in den Weg gewälzt. Inzwischen kam von hinten der Hans Arnold über den Geißbus. Woher der aufgetaucht war, wußte der Christen nicht; der Teufel mochte sich da unten in dem Gewirr von Gängen zurechtfinden.

„Komm doch,“ sagte der Hans ärgerlich. Da ging der Christen dem Bruder nach, aber er sah nicht, wohin ihn der brachte. Sie standen gleich darauf an einer anderen Tür, die zu einem kleineren, allerlei Maschinenzug enthaltenden Raum führte. Der Christen sah, daß das Hans sein Reich sein mußte, also auch seines. Er staunte die Maschinen an, von denen eine ein Rad war, in dem Messer stecken. Als er das eine Zeitlang betrachtet hatte, war es auf einmal verschwunden und statt seiner war Dunst und Nebel und fernes Gebirg und er starrte hinüber und dachte: „Jetzt laufft dann, wieder heim laufft!“ Eine lange Weile merkte er nicht, daß der Hans auf einem Tisch saß und auf ihn einredete, ihm gute Lehren gab, ihn soppte und schmälte zugleich, weil er so dumm sei.

„Morgen mußt zum Herrn!“

Erst dieses Wort fing Christens Ohr auf. Er fuhr herum. „So, zum Herrn, dem der Schweizerhof gehört?“ fragte er.

„Ja, da wirst eingeschrieben. Eine Predigt bekommst auch, wie Dich zu halten und was zu tun hast! Stell Dich dann nicht so dumm! Sagt auch Ja zu allem, hast gehört, nachher kannst immer tun wie Du willst und ich will Dich schon weisen.“

Der Christen sah den Hans an. Der tat, als ob er etwas gelte in dem großen Haus, war nicht scheu und langsam, wie doch jeder in Ober-Ebmeten, war — war kein rechter Ebmeter mehr! Der Christen würde das vielleicht laut herausgefagt haben, aber der andere stieg eben von seinem Tisch, weil eine Glocke tönte und sagte: „Zum Essen läutet's. Komm, Du! Wirst wohl mögen!“

So trotteten sie zusammen nach der großen heißen Küche zurück und durch diese hindurch nach einem Nebenraum, wo zwei große Tische und eine Herde Brettschühle standen. Um die Tische herum saß ein ganzes Volk, Männer und Frauenzimmer, fürnehme und weniger fürnehme, geschneigelte und schlichtere, nur bäurisch wie der Christel war feins. Aber sie schwakten und aßen hastig und beides mit unheimlicher Fertigkeit. Der eine Tisch schien der adligere zu sein; es war nicht der, an dem sie selber, der Hans und der Christen, sich jetzt niederließen. An seinem Ende saß ein Herr mit einer weißen Weste und einem hochtrabenden Wesen, dann ein Kellner, mit einem Bürgermeisterbauch und einem großen Schnurrbart und ein nicht mehr ganz junges Fräulein mit einer weißen

Schürze und einem Schlüsselbund am Gürtel. „Der Sekretär, der Oberkellner und die Haushälterin,“ erklärte der Hans, weil er sah, daß der Christen hinüberstarrte. Zu jenen trat jetzt einer von den Klischenen, ein großer, dicker Mann mit einem fetten Gesicht und fetten Fingern. Der Christen hatte gesehen, daß der in der Küche nichts tat, sondern nur befaß, daß er also wohl eine Art Kochoberst sein mußte. Jetzt aber trug er eine große, gedeckte Schüssel und stellte sie eigenhändig vor die drei wichtigsten Persönlichkeiten hin, die der Hans vorhin benannt hatte. Diese schlugen darüber ein Hallo auf, drückten dem Klischenemenschen die Hand und nannten ihn mit allen schönen Namen.

„Alle Augenblicke steckt er denen etwas Besonderes zu,“ murkte der Hans dem Christen ins Ohr, „wir andern müssen fressen, was auf den Tisch kommt.“

Das schien aber dem Christen nicht zutreffend; denn ein Kellner, der eben eine Platte mit Stühnerbraten in die Küche gebracht hatte, kam gar nicht erst an den Tisch herüber, sondern griff mit fünf Fingern in seine Platte, nahm und nagte, was und so viel ihm beliebte, in einer anderen Ecke aber stand ein Mädchen und schlang von einem kunstvollen Bau einer süßen Speise hastig so viel hinunter, als für sechs gewöhnliche Menschen genügt hätte.

Und das ganze Treiben war fremd, ungeschön; wider den Strich ging es einem. Der Christen war baff. Er nahm mechanisch ein Stück Fleisch aus einer Schüssel, die ihm einer hinbot, aber die Augen hatten so viel zu tun, daß der Mund nicht auf seine Rechnung kam. Jetzt stieß eines der Frauenzimmer einen kleinen Schrei aus und ein allgemeines Gelächter entstand, weil der Person ihr Nachbar, der Goldtressenportier, sie geküßt hatte. Darauf kreischte eine andere, weil einer der Klischee sie in den Arm kniff, dann schimpfte hier einer und dort schüttelte ein anderer sich vor Lachen und dann warf der Oberkoch einem seiner Handlanger eine Pfanne nach, weiß der Himmel warum. Der Christen saß und hatte keinen Atem. Keine Luft war in dem Klischeneloch und unter den Menschen allen und keine Stille war da und — und —

Ja — jetzt war alles versunken, der Bierwarr der essenden und schnatternden Gasthofsangestellten und die Klischee und die Wände und — Nebel war und ein Weg — hinauf — hinauf zwischen Lehnen und Felsen — heim!

Der Christen stand auf; er hatte noch keinen Bissen angerührt.

„Was willst denn? Iß doch einmal,“ sagte der Hans. Der Bub gab keine Antwort. Er ging zwischen den Tischen hindurch auf seinen schweren, klappernden Schuhen, unbeholfen, aber störrisch.

„Wo willst denn hin, Du?“ rief der Hans ihm nach. Die am Tisch lachten. Als der Christen immer weiter ging, nicht Antwort gab und sich nicht umsah, wieherten sie. Aber der Bub trat in die Küche und ging zur Tür hinaus.

Als der Hans nach einer Weile oben in der Kammer ihn suchte, lag er im Bett und tat als schlief er. „Wart,“ dachte jener, „morgen will ich Dich drillen.“

Am anderen Morgen riittelte er den Christen frühzeitig aus dem Schlafe. „Du, mach, daß fertig wirst, wir müssen früh an die Arbeit hier, tu nicht so faul!“

Der Christen war in Ober-Ebmeten mit der Sonne aufgewesen; von Langschlafen hatte er nie etwas gewußt. Jetzt aber murkte er, drehte und dehnte sich, während der andere in die Kleider fuhr und schimpfte. Der Kleine brachte es auch fertig, erst mit einem Wein aus dem Bett zu sein, als ihre beiden Schlafgenossen schon aus der Tür waren und der Hans, der ihm im Zorn die Bettdecke weggerissen hatte, mit einem: „Dem Vater will ich es berichten,

was Du für ein stieriger bist, ein Holzkopf, ein besessener,“ das Zimmer verließ. Dann aber ging es wunderbar schnell, daß der Christen auf einmal geschubt und gewandelt im Eingang zur Stubstube des Bruders stand. Nicht nur geschubt und gewandelt, auch den neuen, schwarzen Filzhut hatte er auf und den Handkoffer trug er in der Hand. Er stellte den letzteren auf den Boden, so daß der Hans, der emsig daran war, einen Stiefel glänzend zu reiben, sich umsah und dann so wie angedonnert dastand, daß trotz seiner verfeinerten Gasthofkleidung plötzlich der Ober-Ebmeter wieder an ihm erkennbar war, der ob etwas Neuem Maul und Augen aufreißt. Er glückte jetzt auch dem Christel wieder, und aufs Haar.

„Ich gehe dann wieder heim!“ sagte der. „Was?“

Der Schuh flog auf die Puzbank. Mit der Würste kam der Hans auf den Christen los. „Meinst, ich lass' mich für das ansehen? Eine Stelle habe ich Dir besorgt hier, jetzt willst fortlaufen und ihn zum Narren halten, den Herrn! Meinst — meinst, das lass' ich mir nachsagen! Willst den Koffer hinaustragen oder nicht und“ — er hob drohend die Würste.

„Was mir,“ sagte der Christel. Sein braunes Gesicht sah aus wie gegossen, Zug um Zug ganz straff und fest. Die braunen Augen leuchteten in einem kriegerischen Zorn. In diesem Augenblick kamen schwere, knarrende Schritte den Steinbodenspur entlang, der Goldtressenportier! Er blieb stehen. „Was ist denn?“ fragte er.

„Er will fortlaufen,“ sagte der Hans, der so wild war, daß er fast flennte.

„Dreckbub, Du,“ sagte der mit den Goldtressen. „Willst wohl an die Arbeit gehen oder —“ drohte er dann und streckte den Arm aus, als ob er den Christen schütteln wollte. Der blühte sich, entwischte und stellte sich wieder, ein paar Schritte entfernt, den Handkoffer fest in der Hand. „Was mir, Du,“ sagte er. Damit zündete er mit einem braunen Witz aus seinen Augen furchtlos in die des Treppenmannes. Im nächsten Augenblick stürmte er davon. Fast durch Zufall fand er den Weg gleich in die Vorhalle, wo die Säulen standen und alles Pracht und Reichtum war. Hier rannte er gegen den fein schwarz gekleideten, zylindertragenden Herrn, den Direktor.

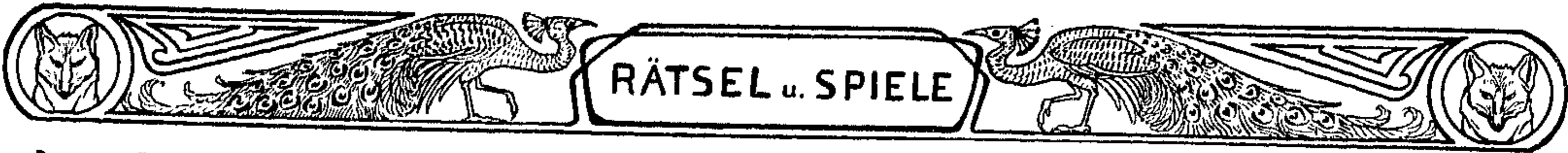
„Wo willst denn Du hin?“ fragte der.

„Was mir,“ schrie der Christen zum drittenmal und schwang den Handkoffer, daß er selber nur so flog. Dann stürmte er aus der großen, weit offenen Tür auf die Straße, sah nichts mehr, hörte nichts mehr, merkte nur plötzlich, daß er Luft hatte, freie, morgendliche Luft. Da jauchzte er, gellend und jäh: „Zuhuhuhui.“

Die Straße war noch still, die wenigen Vorübergehenden aber blieben stehen, starrten ihn an, lachten, — einer schimpfte: „Nuch ein guter, scheint er, der Lausbub da.“ —

Aber in der Ferne, weit über dem nebelverhangenen See schimmerte es weiß und wie rosig übergossen, als brenne ein Licht verborgen hinter Schleiern und werfe seinen Schein auf Schnee — fern — fern! — Das waren die Berge!

Ich habe das Kuhhorn gehört, in das der Geiß-Christel stieß, als er von seiner Talreise heimkam. Ich weiß nicht, welche Macht in dem Brüllen des Horns gelegen hat, wenn der Urstier der Alten hineinstieß in Kampf und Sieg! Aber — aber, mir scheint — der kann auch nicht mächtiger hineingeblasen haben als jetzt der Christel. In dem Hornton war Brüllen und Jauchzen und Schmettern, man küßte, wie dem, der hineinstieß, die Brust schwoh, ja man sagte fast: wird sie ihm nicht springen! —



RÄTSEL u. SPIELE

Das neue Buch. Es war einmal ein alter Esel, den man zu nichts mehr gebrauchen konnte, denn er hatte vom vielen Stehen und Gehen lahme Beine bekommen. Da dachte er, daß er ein Buch schreiben wolle, und zwar ein Buch, in dem man sehen konnte, wie es in der Welt zugehe. Er wolle es drucken lassen für die Schulkinder.

Er ließ seine drei Freunde kommen, den Maulwurf, den Hahn und die Schwalbe, die sollten ihm berichten, was sie von der Welt wußten. Es waren Leute, die viel erfahren hatten und es lag ihm daran, daß nur die reine Wahrheit in dem Buch gesagt werde.

Sie begaben sich zusammen auf die nächste Wiese, wo sie ungestört verhandeln konnten. Der Esel lag unter dem Baum, der Maulwurf grub sich ein Loch in die Erde, aus dem er nur den Kopf herausstreckte, der Hahn saß auf dem Baum und die Schwalbe flog auf den untersten Zweig des Baumes, unter dem sie beraten wollten. Der Esel nahm sein Notizbuch, spitzte seinen Bleistift und bat den Maulwurf anzufangen. Da setzte er sich in Positur und begann: „Die Welt ist dunkel.“

„Dunkel?“ frug die Schwalbe verwundert.

„Ja, dunkel,“ antwortete der Maulwurf bestimmt, „dunkel und eng. Lange schmale Gänge durchziehen sie, in denen man aber bequem gehen kann. Man macht die Gänge selbst und hat viel Arbeit damit. Nahrung gibt es in Menge. Die Tiere in der Welt besitzen alle einen schwarzen, samteneu Pelz.“

„Einen schwarzen Pelz,“ rief der Hahn, „was für ein Unsinn.“

„Jawohl, einen schwarzen Pelz! Es gibt auch Maulwürfe, die einen weißen Pelz haben. Aber zum Glück sind sie sehr selten. Man verachtet sie, weil sie nicht sind wie alle anderen.“ Der Esel schrieb alles, was der Maulwurf gesagt, eifrig in sein Notizbuch. Zu einigen seiner Worte machte er Bemerkungen; er sagte aber nichts, sondern frug höflich den Maulwurf, ob er etwas beizufügen hätte.

„O ja,“ sagte der Maulwurf, „die Hauptsache: in der Welt ist es sehr langweilig. Ein Tag ist wie der andere und man hat nur zwei Berührungen. Die eine ist das Essen. Die andere ist, daß man alle anderen Tiere über die Achsel ansieht, die nicht in der Welt wohnen und nicht leben wie die Maulwürfe. Und das ist die feinste Freude für einen Maulwurf.“

Der Esel notierte alles; dann bat er den Hahn, nun seine Erfahrungen mitzuteilen.

„Die Welt,“ begann der Hahn, „ist meistens eine lustige Sache. Genug zu essen, genug zu trinken, und Hühner so viel man will!“

„So viel man will?“ höhnte entsetzt der Maulwurf.

„Jawohl! Wenn man auch aus verschiedenen Rücksichten nicht mehr als zehn auf seinem Hofe halten sollte. Die Welt ist viereckig und hat einen Baum aus Draht ringsherum. Die Welt hat ein Licht am Himmel, dann ist es warm; manchmal fallen aber weiße Feggen vom Himmel herab und dann ist es kalt.“

„Weiße Feggen?“ frug erstaunt die Schwalbe.

„Ja, und wenn die herabfallen, ist die ganze Welt weiß. Kein Tier legt dann Eier. Es gibt in der Welt jemand, der einem alle Tage Futter bringt. Zu arbeiten braucht man nicht in der Welt. In der Welt haben die Tiere Federn und einen roten Kamm.“

„Einen Kamm,“ riefen Maulwurf und Schwalbe, „das ist nicht wahr!“

„So, nicht wahr,“ krächte der Hahn, „ich habe doch einen, und meine Hühner haben einen, und unsere Küken haben einen, wenn sie groß werden! Das soll nicht wahr sein? Jedes Wort ist wahr, welches ich sage. Ich habe alles selbst beobachtet, ich lebe mitten in der Welt und betrachte sie von morgens bis abends.“

Der Esel bat höflich den Hahn, sich nicht zu ärgern; es zweifle ja niemand an der Wahrheit seiner Beobachtungen, nur nehme eben nicht jedes denselben Standpunkt ein. Da gebe es denn leicht Differenzen.

„Das Schönste in der Welt,“ fuhr der Hahn beifällig fort, „ist der Misthaufen. Das ist eine wahre Fundgrube Würmer, Körner, Käfer, kurz alles was man wünschen kann, ist vorhanden. Das ist eine Lust, wenn alle da fragen und scharren, picken und gaderen und nie fühlt man sich so als Mann, als wenn man auf einem Misthaufen steht inmitten seiner Hühner und stolz in die Welt hinausträgt.“

Ganz ergriffen hörte der Esel zu. Zu der letzten Bemerkung des Hahnes machte er ein Kreuz, damit er sie besonders sorgfältig ausarbeite. Dann bat er die Schwalbe, nun auch ihre Erlebnisse und Beobachtungen zum Besten zu geben.

„Die Welt,“ fing die Schwalbe an, „ist unendlich groß. Sie besteht aus Ländern und Meeren, aus Bergen und Tälern. Das Schönste in der Welt ist, wie ein Pfeil die Luft zu durchschneiden, von einem Land ins andere, Meere zu überfliegen und seine Brust dem Sturme preiszugeben.“

„Ein prächtiges Vergnügen,“ wimmerte der Maulwurf, und der Hahn und der Esel schüttelten ihre Häupter. Der Esel frug nicht weiter. Es kam ihm gar zu phantastisch vor, was die Schwalbe erzählte, gar zu unwahrscheinlich und zu übertrieben. Jedenfalls würde er sich in seinem Buch mehr an die beiden anderen halten.

Er dankte den Dreien sehr für die nützlichen Mitteilungen und versprach jedem ein Exemplar des Buches, wenn es erschienen sein würde. Er sagte, daß die Ansichten der drei Freunde ja weit auseinandergingen, daß aber, da alle drei ehrenwerte Männer und an ihrem Wort nicht zu zweifeln sei, er alles sorgfältig prüfen würde, und aus allen drei Darstellungen dasjenige nehmen werde, was ihm für die Kinder das Passendste scheine.

Nach einigen Wochen kam das Buch für die Schulkinder heraus, und Lehrer Storch las ihnen vor, was darin über die Welt stand, denn das interessierte sie natürlich am meisten.

Es hieß da: Die Welt ist dunkel. Eine Sonne ist da, aber sie scheint nicht immer; wenn sie scheint, sehen sie nicht alle. In der Welt haben die Tiere einen Kamm, manchmal aber einen schwarzen Pelz. Die Welt ist unendlich groß und hoch und alles ist mit einem Baum umgeben. Sie ist viereckig. Das Schönste in der Welt ist der Misthaufen. Einige fliegen darüber und geben ihre Brust dem Sturm preis, andere krähen und suchen Würmer. In der Welt sind enge dunkle Gänge und darinnen verachtet man die anderen Tiere. In der Welt ist es sehr langweilig, aber auch sehr lustig, besonders wenn man Hühner hat so viel man will und genug zu essen. Viele Tiere sehen weiße Flocken vom Himmel fallen, andere sehen sie nie.

In der Welt bringt jemand den Tieren das Futter.

Als der Storch das vorgelesen hatte, mußten die Kinder es durchbuchstabieren, und dann mußten sie es auswendig lernen.

Der Esel hatte es sich lange überlegt, welche der verschiedenen Ansichten der drei Tiere er bringen wolle, denn sie stimmten ja alle nicht überein. Er wollte keinen seiner Freunde ärgern, indem er etwas wegließ, und zudem war ihm alles gleich wertvoll und schien ihm gleich unentbehrlich für sein Buch.

Zulezt fand er einen Ausweg. Er machte Zettelchen, schrieb sämtliche Beobachtungen von Maulwurf, Hahn und Schwalbe einzeln darauf, warf sie dann in eine Schüssel, schüttelte sie tüchtig und fing dann an zu ziehen. Den ersten Zettel, den er zog, gebrauchte er für das Buch, den zweiten nicht, den dritten wieder für das Buch, den vierten nicht und so fort, bis er den letzten gezogen hatte.

Das war gerecht und einfach und konnte ihm keinerlei Unannehmlichkeiten zuziehen. Und so entstand das Buch.

Der Storch stattete dem Esel einen Besuch ab und dankte ihm begeistert im Namen der heranwachsenden Jugend für das interessante Werk.

Lisa Wenger.

Ägyptische Märchen. Die ältesten schriftlich überlieferten Märchen sind in altägyptischen Papyrus-handchriften erhalten, die vor ungefähr viertausend Jahren angefertigt worden sind. Aus diesem frühen Altertum stammt beispielsweise das ägyptische Märchen des Schreibers Amen-amen-aa, das sich in einem zu Petersburg aufbewahrten Papyrus findet. Der Erzähler berichtet seine eigenen Abenteuer. Er ist auf einem mächtigen Schiff in See gegangen, das 150 Ellen lang, 40 Ellen breit war und 150 Mann Besatzung zählte. Auf hoher See hat ein furchtbarer Sturm das Schiff ereilt. Ein Spiel der wütenden Wogen, treibt es hilflos umher und erleidet schließlich Schiffbruch. Den Helden des Märchens rettet ein Stück der umhertreibenden Trümmer des Fahrzeuges, woran er sich festklammert, vor dem Untergange. So treibt er drei Tage lang auf der Wasserwüste umher, bis er endlich an die Küste der Insel Punt geworfen wird. Hier herrscht ein Zauberer, der dem Schiffbrüchigen in Gestalt einer Riesenschlange erscheint. Der Schlangemensch hat aber keine feindseligen Absichten, sondern nimmt den Ankömmling gastfreundlich auf und bewirtet ihn auf der Märcheninsel vier Monate lang aufs beste. Er möchte ihn gern bei sich festhalten und sieht es daher auch gerne, daß sich zwischen seiner reizenden Tochter und dem Fremdling zarte Bande anknüpfen. Aber Amen-amen-aa kann über allen Unannehmlichkeiten von Punt die ägyptische Heimat, wo er Weib und Kind hat, nicht vergessen. Festiges Heimweh erfasst

ihn. Der Herr von Punt legt seine Nacklehe feine Hindernisse in den Weg, so ungern er sie auch sieht, denn er weiß, wie er dem Gaste verkündet, daß seine Abreise der Untergang der Insel folgen wird. Der Held gelangt dann glücklich an die Ufer des Nils zurück. Manches in diesem ägyptischen Märchen erinnert stark an Odysseus' Abenteuer im Lande der Phäaken. Es wäre ja nicht unmöglich, daß den jüdischen Schiffermärchen, aus denen das homerische Epos hervorgegangen ist, zum Teil ägyptische Märchen zugrunde liegen. Das muß aber dahin gestellt bleiben. Sicher scheint dagegen ägyptische Vorbild bei anderen griechischen Dichtungen, nämlich bei den Tierfabeln, die auf den sagenhaften Mesopotamien zurückgeführt werden.

In einer ägyptischen Handschrift aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christo findet sich eine Anzahl von Tiermärchen, wovon eins sich auf das engste mit einer bekannten äsopischen Fabel berührt. Der verstorbene Ägyptologe Drusch-Pascha hat dies altägyptische Tiermärchen ins Deutsche übersetzt. Es enthält die Geschichte vom Löwen und von der Maus. Als der Löwe, so erzählt der ägyptische Fabeldichter, in seiner Höhle lag, da befand sich ein Mäuschen in seiner Nähe. Es war winzigen Leibes und so klein wie ein Ei. Er erhob sich, um der Maus habhaft zu werden. Da sprach sie zu ihm: „Du bist größer als ich, mein Herr Löwe. Wolltest du mich aufzehren, so würdest du nicht satt davon werden, und wenn du mich losläßt, wirst Du doch keinen Hunger nach mir empfinden. Schenkt du mir sofort meine Freiheit, so werde ich dir auch sofort deine Freiheit schenken; beschütze dich, so wird dir's zu deinem eigenen Heile gereichen, denn ich werde dich aus deiner bösen Lage erretten.“ Der Löwe lachte über die Maus und sprach: „Was kannst denn du als Vergeltung für mich tun? Ist irgend jemand auf Erden, der mich überwältigen könnte?“ Sie aber verschwor sich vor seinem Angesichte mit den Worten: „Ich werde dich an deinem zukünftigen Unglückstage aus deiner bösen Lage erretten!“ Da dachte der Löwe über das, was die Maus zu ihm gesprochen hatte, nach und erwog es bei sich selber mit den Worten: „Wenn ich sie aufzehre, werde ich wirklich nicht davon satt werden“, und er ließ sie laufen. Kurze Zeit darauf ereignete es sich, daß ein Jägermann dem Löwen nachstellte. Unter einem Palmenbaume halte er eine Fanggrube für den Löwen ausgegraben. Der Löwe fiel hinein und ward in der Grube gefangen. Durch Gewalt der Hand des Menschen unterworfen, ward er nach dem Palmbaume geschleppt, mit trockenen Lederriemen daran festgebunden und mit frischen Lederriemen gefesselt, und also stand er im Angesicht des Gebirges. Als die Nacht hereinbrach, da wünschte der Starre, daß sich die Worte der Maus bewähren möchten, trotz seiner ausgesprochenen Behauptung über seine Kraft. Da stand das Mäuschen bei dem Löwen und sprach also zu ihm: „Erkennst du mich? Ich bin das Mäuschen, dem du sofort die Freiheit schenkest. Das werde ich dir heute dadurch vergelten, daß ich dich aus deiner bösen Lage befreie, nachdem du Gewalt über dich hast ergehen lassen müssen. Eine gute Handlung vollzieht der, welcher vergibt.“ Die Maus brachte ihren Mund an die Lenden des Löwen. Sie zerragte die trockenen Lederriemen, sie zerriß die frischen Lederriemen, welche ihn fesselten, alle miteinander. Der Löwe trat aus seinem Stand heraus. Die Maus versteckte sich in seiner Mähne, und er begab sich am selbigen Tage mit ihr ins Gebirge. Die Ähnlichkeit dieser Fabel mit der allbekanntesten äsopischen vom Löwen und der Maus ist zu groß, um zufällig zu sein. Kein Zweifel: diese Fabel ist auf ägyptischem Boden entstanden, und so mag wohl noch manches andere Märchen vom Nil zu uns herübergewandert sein.

Kapsel-Rätsel.

Comorin Inseln — Bergangeheit — Festungshaft — Angebinde — Nachschatten — Feuerbergobung — Nimmerstalt — Ermunterung — Schadenfreude.

In diesen 9 Wörtern (der Reihe nach) ist ein Sprichwort enthalten, welches zu suchen ist.

Auflösung des magischen Rätsels.

S p a r g e l
P a n i e r
M a n g e r
M i e d
G e z
G e r
L

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Nachdruck des Inhalts verboten!